

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 12

Artikel: England und Indien
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einen Ehrenplatz eingenommen zu haben. Er liebte sie schon um ihrer Berge willen. Denn zu allen seinen anderen Eigenschaften und Tätigkeiten gehörte seine freudige Hingabe an den Alpinismus. Die Annalen desselben verzeichnen seine keineswegs gefahrlose Besteigung des Ararat, die er in seinem Transkaukasischen Reisebuch mit lebhaften Farben spannend beschrieben hat, und er hat mehrere Jahre das Präsidium des englischen Alpenklubs inne gehabt. Aber weit mehr noch als die Natur fesselten ihn die Geschichte und die Verfassungsentwicklung des Landes, das sein Fuß so oft betreten hatte. „Was schulden wir im modernen Europa nicht der kleinen Schweiz, welche vor sechshundert Jahren der Freiheit Fackel entzündete und sie alle die Jahrhunderte hindurch leuchtend erhielt, während das ganze andere europäische Festland despotischen Monarchien unterworfen war“. So ruft er aus in seiner während des Weltkrieges erschienenen Flugschrift „Neutrale Völker und der Krieg“. Aber schon viel früher, in seinen „Geschichtlichen und Juristischen Studien“, hatte er seiner Bewunderung der Tatsache, daß drei verschiedene Nationalitäten durch das Band freier staatlicher Einrichtungen hier fest zusammengehalten werden, lebhaften Ausdruck gegeben. Begreiflicherweise widmete er in seinem letzten Werk der Schweiz einen ausführlichen Abschnitt. Seiner Gewohnheit nach hatte er sich auch hiefür nicht nur durch Benutzung literarischer Hilfsmittel, sondern durch eigene Anschauung an Ort und Stelle und durch Befragung sachkundiger Persönlichkeiten vorbereitet. Fünf der „Die Schweiz“ überschriebenen Kapitel des ersten Bandes der „Modernen Demokratien“ behandeln „Das Volk und seine Geschichte“, „Politische Einrichtungen“, „Direkte Volksgezgebung, Referendum und Initiative“, „Politische Parteien“, „Öffentliche Meinung“. Ein sechstes enthält abschließend Betrachtungen über die politischen Einrichtungen der Schweiz. Im ganzen und großen fallen sie sehr günstig aus. Es wird hervorgehoben, was andere Völker, wie namentlich Franzosen und Engländer, von der Schweiz lernen könnten. Auch erscheint sie „mit ihren stolzen Ueberlieferungen des Patriotismus und mit ihrem durchdringenden Gefühl bürgerlicher Pflicht“ dem Verfasser gegen alle Gefahren der Zukunft, so wenig er ihre Bedrohlichkeit verkennt, hinlänglich gerüstet. Auch hier verläßt ihn der Optimismus nicht, mit dem er bei sorgfältigem Erwägen von Für und Wider, die Lebenskraft und das Wachstum demokratischer Ideen und Einrichtungen abschätzt. Gedenfalls wird seinem Namen, wie in so vielen Vändern, so in der Schweiz, ein ehrenvolles Andenken gesichert bleiben.

England und Indien.

Von einem Schweizer Missionar.

Die gegenwärtigen Unruhen in Indien gegen die Engländer werden gewöhnlich auf die unbefriedigten Forderungen der politischen Führer nach besserm Anteil an der Regierung des Landes zurückgeführt. Den berechtigten Wünschen ist die Regierung mit den neuesten Reformen in weit-

gehendem Maße entgegenkommen; aber Ruhe ist nicht eingetreten, sondern die Situation verschlimmert sich immer mehr. Das läßt vermuten, daß noch andere Gründe da sein müssen für die Unzufriedenheit mit England, und es sind auch noch andere Gründe da.

Vom Herbst des Jahres 1885 bis Ende Februar 1919 arbeitete ich als Missionar in Indien. Mein Arbeitsfeld war das Bauernland Südmähretta. Die letzten 20 Jahre war ich in der bedeutenden Industrie- und Handelsstadt Hubli stationiert. Als Missionar habe ich mich, namentlich im Anfang, wenig um Politik bekümmert, weder um die innere noch um die äußere. Aber wenn ich es auch nicht suchte, bekam ich nach und nach doch einige Einblick in das Verhältnis des Volkes zu seiner Regierung. Mit dem Ausbruch des Krieges steigerte sich der Widerwille der ganzen Bevölkerung gegen England in einem Maß, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Und als ich nach der Ursache fragte, klagten die Leute über schwere Steuern und Unterdrückung der indischen Industrie. Von da ab gab ich auf diese Dinge mehr Acht und verschaffte mir einen Einblick in die ökonomische Geschichte Indiens von den Zeiten der Kompanie an bis auf die neueste Zeit. Diese Geschichte zeigte mir, daß die Klagen der Leute nicht grundlos waren und das möchte ich im Folgenden zeigen. Ich benütze dazu ausschließlich englische Autoritäten und sie bestätigen vollständig, was ich selber gesehen und von den Eingeborenen gehört habe.

I. Indien unter der Kompanie.

Die zu Anfang des 17. Jahrhunderts gegründete ostindische Kompanie hat Indien für England erworben. Wie diese Handelsgesellschaft sich schließlich zu einer politischen Macht entwickelte, ist ausführlich beschrieben in den geschichtlichen Aufsätzen des Lord Macaulay über die Begründer dieser Macht, Clive und Warren Hastings. Schon dieser Anfang versprach nichts Gutes für Indien.

Nachdem die Kompanie Staatsgewalt erlangt hatte, eignete sie sich in ihrem Gebiet (hauptsächlich Bengal) mit Gewalt allen Handel an, sogar mit den gewöhnlichsten Bedürfnissen der Eingeborenen und unterdrückte ihren Handel vollständig. Um für wichtigere Sachen Raum zu lassen, gebe ich hiefür keine Details.

Der Unterdrückung des Handels folgte die Vernichtung der indischen Industrie. Und da diese bis heute nachwirkt, soll sie ausführlicher dargestellt werden.

Indien produziert von alters her Seide und Baumwolle und hatte auch eine entsprechende Industrie. Indische Seiden- und Baumwollstoffe wurden von der Kompanie in England und andern europäischen Ländern eingeführt. Indien machte also der englischen Seiden- und Baumwollenindustrie Konkurrenz. Aber das durfte nicht sein. Die Direktoren der K. befahlen ihren Vertretern in Indien im Jahr 1796 dort die Produktion von Rohseide zum Export nach England zu fördern, dagegen die Fabrikation von Stoffen zu hindern. Die Seidenwinder (meist Frauen) sollen gezwungen werden in den Fabriken der K. zu arbeiten; Seidenwinderei als Hausindustrie soll verboten und Widerstreitende strena be-

straf werden. Da die R. Staatsgewalt hatte, konnte sie in ihrem Gebiet solche Gewalt ausüben. Und ihr Gebiet, Bengalen, war die Heimat der indischen Seidenindustrie. Diese sollte also zu Gunsten Englands ausgerottet werden und Indien bloß noch Rohseide liefern für die englische Seidenindustrie.

Mit der Baumwollenindustrie tat die R. dasselbe. Die Weber, Seidenweber und Baumwollweber, wurden alle registriert und gezwungen für die R. zu arbeiten. Widerstrebende wurden sehr hart bestraft. Die Weber erhielten aber für ihre Produkte von der R. 15—40 % weniger als der Marktpreis war. Natürlich entzogen sich viele Weber dieser Sklaverei durch Auswanderung. Durch die Unterdrückung des Handels und der Industrie verarmte das Land und entvölkerte sich.

Früher konnten die indischen Stoffe in England 50—60 % billiger verkauft werden als die englischen. Aber schließlich legte England einen Einfuhrzoll von 70—80 % des Wertes auf die indischen Stoffe, was einem Einfuhrverbot gleichkam. Später wurde dann der Einfuhrzoll etwas erniedrigt. Englische Stoffe zahlten aber bloß 3½ % Zoll in Indien. Der Einfuhrzoll auf indische rohe Baumwolle wurde in England im Jahr 1838 aufgehoben. Alles Maßregeln zur Förderung der englischen und Schädigung der indischen Industrie. Die Wirkung aller dieser Maßregeln kann mit vier Zahlen gezeigt werden. Im Jahre 1814 führte Indien 1,266,608 Stück Baumwollenstoff in England ein. Im Jahre 1855 nur noch 306,086 Stück. In 1814 führte England in Indien 818,208 Yard Stoff ein, 21 Jahre später, also in 1855 aber 51,777,277 Yard. In denselben 21 Jahren nahm die indische Einfuhr in England um 960,522 Stück ab, aber die englische Einfuhr in Indien nahm um 50,959,069 Yard zu. Ich denke, das genügt zu zeigen, daß die R. mit der Regierung die indische Seiden- und Baumwollenindustrie planmäßig ruinierte zu Gunsten der englischen und dadurch sehr viel beitrug zur Verarmung Indiens.

Von den 320 Millionen Einwohnern Indiens beschäftigen sich $\frac{4}{5}$ mit Landbau; $\frac{9}{10}$ der Bevölkerung lebt in Dörfern. Von uralter Zeit her, bis die Engländer nach Indien kamen, bildete jedes Dorf sozusagen eine Republik für sich. Es waren im Dorfe zwei Amtmänner, der eine ungefähr unserm Gemeindeammann, der andere ungefähr unserm Gemeindepräsidenten entsprechend. Der erstere Ammann hatte einige Gehilfen, die auch Nachtwächterdienste taten. Ferner war ein Gemeindeschreiber da, der die Bücher führte. Alle diese Amtmänner waren erblich. Sie hatten keine Besoldung, aber jeder Amtsstelle waren Felder zugeteilt, die sich mit dem Amte vererbt und unveräußlich waren. Neben diesen Beamten hatte das Dorf einen Rat von fünf angesehenen Männern, welcher den Dienst des Friedensrichters versah und dessen Wort in allen Dorfangelegenheiten viel galt. Die eingeborenen Fürsten besteuerten nicht den einzelnen Bauern, sondern sie vereinbarten mit den Amtmännern und mit dem Rat der fünf den Betrag, den das Dorf zu leisten hatte und die Amtmänner mit den fünf verteilten dann den Betrag auf die einzelnen. Das erleichterte der Regierung den Steuereinzug sehr und die Dörfer hatten doch eine Stimme in der Fixierung des Betrages.

Als die R. Staatsgewalt erlangte, übernahm sie das schon vorhandene Steuersystem der indischen Fürsten. Diese beanspruchten 80—90 % des Pachtzinses von Großgrundbesitzern und die Hälfte des Bruttoertrages von selbständigen Kleinbauern. Aber die indischen Fürsten waren nicht imstande einzutreiben, was sie beanspruchten, während die R. mit ihrer besseren Organisation das Beanspruchte voll und ganz eintrieb. In Bengalen trieb die R. inner 30 Jahren die Landtaxe um 1,862,447 Pfund Sterling hinauf. Im Jahre 1770 wurde Bengalen von einer schweren Hungersnot heimgesucht, die zum mindesten $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung hinriffte. Aber der damalige Gouverneur tröstete in seinem Bericht die Direktoren in London, die Landtaxe sei trotzdem nicht zurückgegangen sondern sie habe von 70 auf 72 um 2000 000 Rupees zugenommen. (Eine Rupee = ungefähr 1,60 Fr.) Wie Blutsauger sog die R. die hungernde Bevölkerung aus. Selbst Engländer gaben schriftlich und vor dem Parlament mündlich zu, daß die Staaten der eingeborenen Fürsten besser regiert und wohlhabender seien als die Gebiete der R.

Wir haben gesehen, wie die R. die hauptsächlichsten Industrien Indiens zu Gunsten der englischen umbrachte und Indien zum Lieferanten von billigem Rohmaterial für die englische Industrie mache. Industrie zieht Handel nach sich, wo keine Industrie ist, ist auch kein Handel. Wir haben auch gesehen, wie die R. den Landbau unterdrückte mit ihren übermäßigen Steuern. Der Wohlstand eines Landes beruht aber auf Landbau, Industrie und Handel, wo diese nicht blühen, kann kein Wohlstand auftreten. In den 100 Jahren ihrer Regierung hat aber die R. aus reiner Geldgier diese drei Faktoren des Wohlstandes in Indien schwer geschädigt. Einen solchen Schaden gut zu machen, erfordert lange Zeit, selbst wenn der gute Wille vorhanden wäre.

II. Indien unter der Königin.

Im Jahre 1857 erhob sich ein Teil der indischen Armee der R. gegen ihre Herren. Sie wollten Indien frei machen von der Gewalt der Europäer, aber es gelang ihnen nicht. Die Engländer wurden ihrer Meister. Aber das bewog dann das Parlament, Indien unter die englische Krone zu stellen. Die politische Macht der R. hatte 100 Jahre gedauert. Königin Viktoria wurde Kaiserin von Indien. Und sie erließ eine noble Proklamation an das indische Volk, von der man für Indien Gutes hoffen konnte. Die ersten Vizekönige hätten auch gern im Sinn der Proklamation gehandelt. Aber Industrie und Handel waren ruiniert und der Landbau konnte nicht auftreten unter der schweren Steuerlast. Und die englische Industrie mit dem Imperialismus sorgten auch weiter dafür, daß die englischen Interessen in den Vordergrund gestellt wurden.

Weil die indische Baumwolle während des amerikanischen Bürgerkrieges (1851—65) immer bessere Preise erzielte, nahm die Baumwollkultur in Indien immer zu, sodass Indien jetzt jährlich etwa 16 Millionen Zentner Baumwolle produziert. Aber mit der Produktion des Rohstoffes hat die denselben verarbeitende Industrie nicht Schritt gehalten. Obwohl Indien mehr Baumwolle produziert als es braucht, produziert es

lange nicht genug Baumwollenstoff für den Landesgebrauch. Etwa 62 % des Baumwollenstoffes, den Indien braucht, kommt aus England. Von andern Orten wird auch noch eingeführt. Wie das kommt, werden wir sehen.

In 1896 hatte England die Hälfte der mechanischen Spindeln der Welt und $\frac{1}{3}$ der mechanischen Webstühle. England hatte 12 mal mehr Spindeln als das 15 mal größere Indien und 19 mal mehr Webstühle, und das alles, trotzdem Indien selber Baumwolle produziert und England keine. Von 1879—94 erhob Indien gar keinen Einfuhrzoll mehr. Aber in 1894 wurde ein Einfuhrzoll von 5 % des Wertes eingeführt. Auf Drängen der englischen Industrie aber wurde eine gleich hohe Produktionstaxe auf die indischen Baumwollenstoffe und Garne gelegt, die mit den englischen konkurrierten. Man beachte den Unterschied zwischen Einfuhrzoll und Produktionstaxe auf Landesprodukte. In 96 wurde dann auf Betreiben der englischen Produzenten der Einfuhrzoll in Indien auf $3\frac{1}{2}$ % herabgesetzt. Aber um den Ausfall an Zolleinnahmen zu decken, wurde nun die Produktionstaxe von $3\frac{1}{2}$ % auch auf die indischen Stoffe und Garne gelegt, die nicht mit den englischen konkurrierten. Diese Verordnung besteht bis heute. Jede Baumwollen- und Seidenfabrik in Indien, Weberei oder Spinnerei, muß innert 10 Tagen nach Monatsschluß ein Verzeichnis ihrer Produkte mit Angabe der Länge oder des Gewichtes und des Wertes der Regierung einschicken und innert 15 Tagen nach Monatsschluß $3\frac{1}{2}$ % des Wertes einsenden. Ob die Fabrik die Sachen verkaufen kann oder nicht, ob sie im Land oder im Ausland verkauft werden, ändert nichts an der Sache. Die Regierung will ihre Taxe unter allen Umständen. Nur die Handweberei, die ohnehin aussterben wird, ist frei von dieser Taxe. Es ist also drauf abgesehen, die Entwicklung der mechanischen Baumwollen-industrie in Indien zu hindern, weil sie der englischen Konkurrenz machen würde. Die Wirkung dieser Maßregeln kann mit zwei Zahlen gezeigt werden. In den 20 Jahren vor Einführung der Taxe nahm die Zahl der indischen Spindeln um 167,9 % zu, in den 20 Jahren nach Einführung der Taxe nur um 36,8 %. Diese Taxe zeigt deutlich, daß auch die jetzige englische Regierung in erster Linie für die englische und nicht für die indische Industrie sorgt.

In 1917 wurde dann der Einfuhrzoll auf englische Baumwollenprodukte auf $7\frac{1}{2}$ % erhöht; aber die Taxe von $3\frac{1}{2}$ auf den indischen Produkten bleibt. Die Erhöhung wurde damit begründet, die Regierung müsse Geld haben, um die 100 Millionen Pfund indische Kriegsanleihe wieder zurückzahlen zu können. Förderung der indischen Industrie war also nicht der Beweggrund für diesen Schritt in der rechten Richtung.

In Bengalen hatte die R. in 1793 die Landtaxe für immer fixiert. Sie betrug damals 90 % des Pachtzinses. Gewiß ein hoher Ansatz. Aber weil die Taxe für immer festgesetzt war und also bei besserem Ertrag und höheren Preisen nicht erhöht werden durfte, so spornte die Aussicht auf mehr Gewinn die Bauern zum Fleiße an. Die Früchte ihres Fleißes kamen ja ihnen zu gut und nicht der Regierung. Infolge dieser Verordnung ist jetzt der Bauernstand in Bengalen wohlhabender als in andern Provinzen.

Und Bengalens hat seitdem keine eigentliche Hungersnot mehr durchgemacht. Der Ertrag der Felder und die Preise für die Produkte, in Folge dessen auch die Pacht, sind in Bengalens seit 1793 so gestiegen, daß die Landtage der Regierung nur noch 28 % des Pachtzinses ausmacht, anstatt 90 %. Zu den 28 % an die Regierung kommt dann noch 6 1/2 % für lokale Zwecke.

In andern Gebieten hatte die R. niedrigere Ansätze für die Feldsteuer, 35 oder 20 oder 10 % von dem, was das Land in guten Jahren abwirft. Aber alle 30 Jahre wurde in diesen Gebieten die Taxe revidiert und nach besserm Ertrag der Felder oder höhern Preise der Produkte erhöht. Dieses System brachte die Bauern um die Früchte ihres Fleißes. Es nützte sie nicht viel durch Verbesserung der Felder und fleißiger Bearbeitung den Ertrag der Felder zu erhöhen; denn trugen sie mehr, so nahm die Regierung mehr. Und schon die R. besteuerte nicht mehr die Dörfer, sondern jeden einzelnen Feldbesitzer. Jedes Feld ist genau vermessen.

Die Regierung der Königin ließ aber das ganze Steuersystem einstweilen wie sie es antrat. Die ersten, wohlmeinenden Vizekönige versuchten die permanente Fixierung der Feldsteuer auf das ganze Reich auszudehnen; aber sie drangen nicht durch. Nur in Bengalens blieb die permanente Fixierung. Die Gründe, welche die Regierung bewogen, die permanente Fixierung für die übrigen Gebiete abzulehnen, obwohl deren gute Wirkung in Bengalens zu sehen war, sind leicht zu erkennen. Die zeitweise Revision der Taxe bedeutet fast immer eine Erhöhung der Regierungseinnahmen.

Vizekönig Lord Curzon, der von 1899—1905 amtete, ordnete die Landtage das letzte Mal. Er hielt an der Revision alle 30 Jahre fest. Für einen Teil Indiens bestimmte er Revision nach 20 Jahren. Als Maximum der Steuer wurde 50 % der Pacht oder 20 % des Ertrages festgesetzt. Es scheint aber, daß in einigen Gegenden die Taxe unter 50 % bleibt. Wenn in schlechten Jahren der Ertrag unter 1/4 des gewöhnlichen Ertrages sinkt, so wird die Steuer erlassen, ist er aber zwischen 1/4 und 1/3, so wird nur die Hälfte erlassen. Es kommt hiebei natürlich sehr viel auf den schäkenden Beamten an.

Vor einigen Jahren hat ein englischer Beamter in Indien ein Büchlein herausgegeben mit dem Titel: „Land und Arbeit in einem Süd-mahratha-Dorf“. Das Dorf, das er beschreibt, ist nur 8 Kilometer von der Stadt Poona entfernt. Liegt also günstig für den Verkauf von Gemüsen und andern Feldprodukten. Es zählt 556 Einwohner in 111 Familien. Der Engländer berechnet das durchschnittliche jährliche Einkommen der Dorfleute per Kopf auf 70.40 Fr. (Ruppees 44). Für eine fünfköpfige Familie rechnet er ein jährliches Einkommen von 320 Fr. (Ruppees 200). Dieses Familieneinkommen eines Bauern gilt so ziemlich für ganz Indien. Dieses Einkommen, schreibt der Engländer, sei knapp genug, Leib und Seele beieinander zu halten. Aber 67 Familien dieses Dorfes haben nicht einmal dieses geringe Einkommen. 103 von den 111 Familien haben zusammen 13,314 Ruppees Schulden und zahlen pro Jahr 2,592 Ruppees (4,147 Fr.) Zins. Die Schlechtgestellten zahlen bis zu 72 % Zins, die Gutgestellten

12 %. Daß bei einer solchen Schuldenlast und solchen Zinsen die Leute nicht aufkommen können, ist klar.

Diese unanfechtbaren Angaben eines englischen Beamten zeigen den miserablen Stand der gewöhnlichen Bauersleute in Indien und daran ist zum guten Teil die hohe Landsteuer schuld. Eine Statistik, vom indischen christlichen Jünglingsverein herausgegeben, sagt, daß von den 320 Millionen Einwohner Indiens $\frac{1}{5}$ an beständiger Unterernährung leide und 40 Millionen Menschen in Indien sich per Tag mit einer einzigen Mahlzeit begnügen müssen. Was Wunder, wenn ein Fehl Jahr, das in einem wohlhabenden Lande wirklich Teuerung erzeugt, in Indien eine eigentliche Hungersnot hervorruft. Zwischen 1850 und 1900 waren in Indien etwa 24 Hungersnöte, die 25 Millionen Menschen hinrissen.

An der Armut Indiens ist England viel schuld; aber alle Schuld kann man ihm nicht aufladen. Das Rästenwesen Indiens, das Ackerbau und Gewerbe verachtet, hält eine gesunde Entwicklung von Landbau und Industrie auch zurück. Die Bauersleute passen sich sehr schwer den neuen Verhältnissen an. Die ungeheuren Summen, die in keinem Zins tragendem Schmuck angelegt sind und die Prozessiersucht der Leute, alles das hilft mit zur Armut. Aber ihre eigene Schuld erkennen die Hindu nicht, alles wird auf die Regierung geworfen. Der Hauptführer der Unzufriedenen, Gandhi, möchte nun Indien wieder zurückführen ins goldene Zeitalter, in dem Indien glücklich war, ehe die Europäer kamen. Aber das ist unmöglich. Indien muß mit der übrigen Welt Schritt halten, mit oder ohne England, oder zu Grunde gehen.

Aus Bundesrat Bavier's Lebenserinnerungen.*)

(Fortschung.)

Drittes Decenium.

„Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben.“

Die Straßenbauten in Graubünden wurden von dem genialen Oberst Richard Vanicca geleitet und in mustergültiger Weise ausgeführt. Kein Land in Europa hat, im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl, so Bedeutendes geleistet wie der Kanton Graubünden und unter den verdienstvollen Männern, welche das Zustandekommen des graubündnerischen Straßennetzes förderten, nimmt Vanicca die vornehmste Stelle ein. -- Meine erste Verwendung im Felde erhielt ich bei dem Bau der Oberländerstrasse.

Nach und nach führte ich eine ganze Reihe von Straßenbauten im Kanton aus, von denen die hauptsächlichsten die Oberländer- und die Berninastraße waren.

*) Abdruck dieses Beitrages ist nicht gestattet.